

Erinnerungen eines alten Arztes an die Wolgadeutschen

Von Dr. M. Thal, Berlin

Der Verfasser wird mit seinen Schilderungen des Kolonistentums an der Wolga in einzelnen Punkten Widerspruch wecken. Da sie aber zweifellos aus eigenem Erleben geschöpft sind, mögen sie, wo sie kritisch sind, anregend wirken.

Die Schriftleitung

Über die Deutschen, die in den Kolonien an der Wolga wohnen, oder — was vielleicht zutreffender ist —, gewohnt haben, ist nicht wenig geschrieben worden, nicht zuletzt auch in dieser Zeitschrift. Bei der großen Anteilnahme aber, die das lesende Deutschland diesen versprengten Volksgenossen entgegenbringt, können diese Zeilen immerhin vielleicht auch noch auf Interesse zählen.

Meine erste Berührung mit dem Wolgadeutschtum stammt aus dem Jahre 1892. Im Frühling machte ich mit meiner jungen Frau eine herrliche Reise von Dorpat über Petersburg, Moskau, Nischny Nowgorod, von da auf einem der prächtigen Wolga-Großdampfer stromabwärts bis in die Gegend von Samara und Saratow, in das Gebiet der deutschen Siedlungen. Auf einer kleinen Dampferstation verließen wir das Schiff und hatten etwa 30 Kilometer über Land zu fahren, wofür uns mein Schwager, der Pfarrer einer großen Kolonie der „Bergseite“ war, einen der dort üblichen geräumigen Reisewagen entgegengeschickt hatte. Und so fuhren wir in gemütlichem Trab stundenlang durch die grünende baumlose Steppe und hatten reichlich Zeit, das einförmige, aber durch seine Ungewohntheit fesselnde Bild in uns aufzunehmen. Von dieser Fahrt rührte auch die erste Bekanntschaft mit dem mir bis dahin fast unbekanntem Menschenschlag der Wolgadeutschen, mit denen mich späterhin noch zahlreiche ärztliche und persönliche Beziehungen verknüpfen sollten.

Die ersten Versuche, mit unserem Rosselenker in ein Gespräch zu kommen, waren von geringem Erfolge. Nicht, daß es ihm an Mittheilbarkeit gefehlt hätte, o nein!, er sprach ganz munter darauf las, aber wir konnten aus seinem hessischen Dialekt nicht klug werden. Er kannte das, was wir ihm in unserer baltischen Sprechweise sagten, ganz gut verstehen; sein Ohr mag durch die Frau Pfarrer, meine Schwägerin, schon etwas geübt gewesen sein, seine Sprache aber war völlig unbeeinflusst geblieben. Von den wenigen Dingen, die wir aus seinen Äußerungen verstehen konnten, ist mir eines im Gedächtnis geblieben, wohl weil es den Eindruck einer Kuriosität gemacht hatte. Aus irgendeinem Anlaß fragte meine Frau, wie lange er die Dorfschule besucht hätte. Zehn Jahre lautete die Antwort, die Schule habe er durchgemacht, „Oh, da können Sie gewiß gut rechnen und auch schreiben?“ „Schreibe? Des könne wer net; lese — ja! Das G'sangbuch!“ Diese geringe Ausbeute langjährigen Schulbesuchs war uns nicht sehr einleuchtend; sie wurde uns aber späterhin verständlich, als wir näheren Einblick bekamen in die Unterrichtsweise an diesen, von der russischen Obrigkeit nach Kräften gehemmten und eingeengten — deutschen Volksschulen. Gewiß war nicht bei allen Schülern die Bildung auf so tiefem Stande. Gab es doch unter ihnen immer auch nicht wenige strebsame und bildungsfähige, die dann auch vom Schulmeister und Pfarrer nach Möglichkeit

gefördert wurden; aus ihnen ging dann auch zuletzt so mancher Schulmeister und sogar Pfarrer hervor. Das Lesen wurde übrigens insofern zwangsweise beigebracht, als, wer nicht lesen konnte, vom Pfarrer nicht oder nur sehr spät zur Konfirmation zugelassen wurde. Natürlich hat auch der anbefohlene russische Sprachunterricht, der Lehrern und Kindern reichlich Mühe und Zeit kostete, außerordentlich hemmend auf die Erfolge des Schulbesuches eingewirkt.

Wenn ich eingangs sagte, daß ich auf meiner Hochzeitsreise fast die erste Berührung mit den Wolgadeutschen hatte, so muß ich da gleich eine kleine Korrektur anbringen. Es war das nicht die erste Berührung überhaupt, sondern die erstmalige, die ich mit den Wolgadeutschen an ihrem eigenen Wohnsitz hatte, nachdem ich bereits Arzt geworden war. Als Student in Dorpat hatte ich schon eine Anzahl von Wolgakolonisten kennengelernt, von denen nicht wenige die Farben derselben Korporation trugen, der auch ich angehörte. Diese meine Verbindungsbrüder aus der Studentenzeit trugen bei uns damals den Gattungsnamen „Steppenhengste“, den sie allerdings mit den aus den südrussischen Kolonien stammenden Volksgenossen teilten. Es lag in dieser Bezeichnung durchaus keine Geringschätzung — im Gegenteil: es kam darin eher das geradlinige, draufgängerische, begeisterungsfähige Element zum Ausdruck, das von uns kühleren, disziplinierteren Balten als ein Charakterzug dieser Kameraden vielleicht nicht ganz neidlos empfunden wurde. Aus dieser Gruppe von Dorpater Studenten rekrutierte sich in der Folgezeit eine ganze Reihe sehr leistungsfähiger, z. T. bedeutender Persönlichkeiten. Und diesen aufrechten Männern, diesen Schulmeistern und Predigern und Ärzten ist es gewiß zum großen Teil zu danken, wenn alle Bedrückungen und Verfolgungen des deutschen Volkstums im alten Rußland es nicht vermocht hatten, die Wolgadeutschen geistig und sittlich, und somit auch völkisch völlig zu vernichten.

Die große Widerstandskraft der Kolonisten gegen die Russifizierung — zumal was die Verteidigung der Muttersprache anlangt — war im Dorf frei von der negativen Eigenschaft, die sich bei den unter Volksfremden Mehrheiten verstreuten Auslandsdeutschen in oft verhängnisvoller Weise geltend machte.

Sie bewahrten auch ihre ererbten Bräuche, ihre Lebensgewohnheiten hartnäckig. Mischehen mit den Russen — selbst unter den städtisch gewordenen Kolonisten — kamen kaum vor. Aber da, wo die Wolgadeutschen in engerer Berührung mit dem Russentum leben mußten, war das an ihrer Sprache sofort bemerkbar, und zwar am meisten bei den Wohlhabenderen. Und wenn die junge Generation der Bauernsöhne zum Schulbesuch in die Stadt geschickt wurde, so kam es oft so weit, daß man sich hernach mit ihnen kaum noch in der Muttersprache verständigen konnte. Die Namen wurden radikal russifiziert: ein Johann, dessen Vater Friedrich hieß, ließ sich fortan nur noch Iwan Feodorowitsch nennen. Und wenn die Familie sich gar in einer Stadt angesiedelt hatte, so konnte die nächste Generation oft schon überhaupt nicht mehr deutsch sprechen. Dabei wohnte den „reichen“ Kolonisten ein außerordentlich gesteigertes, fast an Hochmut grenzendes nationales Selbstbewußtsein inne. Sie nannten die Russen gern mit den geringschätzigsten Namen. Aber auch wir Balten konnten vor diesem lokalpatriotischen Selbstgefühl nicht bestehen. Aus „Ostseeprovinzialen“ machten sie „Ochseprovinzer“, eine jedenfalls nicht ganz

absichtslose Verstümmelung. Als der Katharinenstädter Arzt, Dr. Bolz, mit dem ich eine Zeitlang zugleich dort praktizierte, seine aus dem Baltikum mitgebrachten Höflichkeiten bei einer reichen Kolonistenfrau geltend machen wollte und sie mit „Gnädige Frau“ anredete, fertigte ihn der Gatte kurzweg ab mit dem lapidaren Ausdruck: „Mer san net gnädig!“ Ich glaube, der Kollege wird sich das wohl für alle Zukunft haben gesagt sein lassen. — Dieser Nationalstolz konnte aber nicht hindern, daß hie und da eine langsame, aber stetig fortschreitende Entnationalisierung stattfand. Wenn trotzdem im großen ganzen Sprache und Volksbewußtsein sich erhalten konnten, so war es das Verdienst einzelner an Geist und Gesinnung überragender Persönlichkeiten, meist solcher, die selbst dem Wolgadeutschen Boden entsprossen waren.

Meinem ersten Besuch in den Wolgakolonien folgten im Laufe der Jahre viele weitere, zumal da ich mich im Jahre 1895 dauernd an der Wolga niedergelassen hatte. Das geschah in Zarizyn am Knie der Wolga, wo sie rechtwinklig nach Astrachan abbiegt. Die Stadt, die jetzt den veränderten Namen Stalingrad trägt, war damals schon ein bedeutendes Handels- und Industriezentrum. Die großen Fischniederlagen, die Öltanklager, die Sägemühlen und andere Großbetriebe gaben auch zahlreichen Wolgakolonisten Beschäftigung, und auch an den später hinzugekommenen, sehr großzügig angelegten metallurgischen Werken dienten und arbeiteten nicht wenige deutsche Siedler. Die russischen Landgesetze, nach welchen das Gemeindeland in mit jeder Generation immer kleiner werdende Parzellen aufgeteilt wurde, erstreckten sich auch auf die Wolgakolonie. Schließlich konnte die Scholle die sich stark vermehrenden Bauernfamilien trotz der staatlichen Zuschüsse aus den dafür vorgesehenen Reserveländereien nicht mehr ernähren; es ergab sich ein Überschuß an Menschen, der, soweit sie nicht bei den reicheren Dorfgenossen Arbeit fanden, in den Städten sein Brot suchte.

Wenn auch diese proletarisierten Bauern mit ihren geringen Arbeitslöhnen nicht gerade viel ärztliche Hilfe beanspruchen konnten, (die Versorgung der armen Bevölkerung mit unentgeltlicher Behandlung war eine völlig unzureichende), so hatte ich doch reichlich Berührung mit diesen- entwurzelten deutschen Bauern, zumal als ich Mitglied des dortigen evangelischen Kirchenrates und von Gemeinde wegen speziell mit der Betreuung der Armen und Kranken der Gemeinde beauftragt worden war. Wenn auch die Lebensweise der Deutschen hygienischer war als die ihrer russischen Mitbürger — sie waren weit sauberer in Haus und Kleidung, tranken und debauchierten weniger —, so fehlte es doch auch bei ihnen nicht an Krankheiten, die erfahrungsgemäß höherer Kultur und besseren wirtschaftlichen Verhältnissen nicht standhalten. Tuberkulose war recht verbreitet, und es mag ihre Verbreitung wohl ebenso wie die von Nerven- und Geisteskrankheiten teilweise durch Inzucht begünstigt worden sein. Die schlimmste Geißel des ganzen riesigen Gebietes der mittleren und unteren Wolga war und ist wohl die Malaria, von den Deutschen „das Fieber“ oder auch „das Frieren“ genannt. Da es ja in den Dörfern meist keine richtige ärztliche Hilfe gab, so halfen die örtlichen Intelligenzen — d. i. die Pfarrer und mehr noch ihre Frauen, teilweise wohl auch die Schulmeister —, aus, so gut sie es wußten und soweit die Mittel vorhanden waren, um das teure Chinin (auch „Chinapulver“

oder einfach „Brieffcherchen“ genannt) zu beschaffen. Die verblüffende Wirkung dieses Medikaments war wohl jedermann in den Fiebergegenden bekannt, ebenso aber auch sein entsetzlich bitterer Geschmack, der seine Anwendung — besonders bei Kindern — fast unmöglich machte, denn Oblaten oder Kapseln können die Kleinen natürlich nicht schlucken. Das in den letzten Jahrzehnten eingeführte, weniger bittere, Euchinin konnte sich nicht recht durchsetzen, weil es noch wesentlich teurer war und weniger prompt wirkte. Eine rationelle Bekämpfung der Malaria, wie sie in Kulturländern durch Ausrottung der die Krankheit übertragenden Mücken geübt wird und auch schon damals geübt wurde, gab es in jenen Gebieten natürlich nicht.

Für prophylaktische Ratschläge, Ernährung und Lebensweise betreffend, waren die Leute völlig unempfänglich; sie konnten sie einfach nicht verstehen. Wie auch in anderen Ländern, so suchte sich die Bevölkerung auch hier durch Amulette und dgl. zu helfen. Das Besprechen, Gesundbeten und ähnliche abergläubische Prozeduren spielen ja leider auch in hochkulturellen Gegenden und Volkskreisen eine nicht unbedeutende Rolle. So brauche ich auf das große Gebiet der Wunderheilungen, durch welche sich gewissenlose Ausbeuter und Schwindler großen Zulauf und riesige Einnahmen ergaunerten, hier nicht einzugehen, weil diese Dinge ja nichts für das Wolgadeutschtum Bezeichnendes bedeuten, vielmehr wohl allen Völkern der Erde gemeinsam sind, leider auch Deutschland nicht ausgenommen.

Die Begriffe der Ansteckung oder Infektion waren den Wolgabauern ganz unverständlich. Dementsprechend waren Maßregeln zur Verhütung von Erkrankungen nur schwer durchzuführen. Daß man kranke Menschen von gesunden isolieren müsse, das erschien ihnen widersinnig, ebenso, daß eine Mutter, die Halsweh hat, ihre Kinder nicht küssen dürfe. Noch eine grobe Unsitte sei hier erwähnt, die sicherlich nicht wenigen Krankheit und Tod gebracht hat. Bei Beerdigungen wurden die Leichen auf dem Hofe des Sterbehauses im offenen Sarge aufgebahrt, und da kam das ganze Dorf zusammen, um von dem Toten Abschied zu nehmen. Bei Kindern — auch den an Scharlach und Diphtherie verstorbenen — waren die Besucher naturgemäß auch überwiegend Kinder. Die Bedeutung dieses Brauches in epidemiologischer Hinsicht ist unschwer zu ersehen. Die Beerdigungsfeier war übrigens auch mit einem ausführlichen „Leichenessen“ verbunden, wobei die Ansteckungsmöglichkeiten in ausgiebigster Weise geboten waren.

Krankenhäuser gab es in den Kolonien nur ganz vereinzelt, und wo es welche gab, waren die Leute kaum dazu zu bewegen, ihre Angehörigen hinzubringen. Von Isolierungsgesetzen war ja in ganz Rußland keine Rede. Ein sehr trübes Kapitel der dörflichen Gesundheitspflege war die Geburtshilfe. Hier und da waren von Staats wegen Hebammen angestellt, die in den elementarsten Gesehen der Sauberkeit einigermaßen Bescheid wußten. Meist aber wurde diese Funktion von beliebigen Weibern ausgeübt, die sich berufen fühlten oder auch von der Gemeinde „gewählt“ (!) waren. Diese Personen fungierten gleichzeitig als Leichenwäscherinnen, was schon an sich eine Quelle manchen Unheils gewesen sein mag. Diesen „Geburtshelferinnen“ oder „klugen Frauen“ fehlte es natürlich völlig an Verständnis für die Bedeutung der Reinlichkeit, schon gar nicht zu reden von der Unzulässigkeit der Ausübung ihres Berufes, wenn sie es mit kranken Wöchnerinnen zu tun gehabt

hatten. Daß unter solchen Umständen die Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffer in dem weiblichen Bevölkerungsteil eine sehr große sein mußte, ist klar. Auch das ist nichts für die Wolgadeutschen besonders Charakteristisches, vielmehr kann a priori angenommen werden, daß es bei ihnen darin noch weniger schlimm bestellt gewesen sein muß als z. B. in den benachbarten Russendörfern, wo die Reinlichkeit im Hause ja auf sehr viel niedrigerer Stufe stand als bei den Deutschen.

Von den zahlreichen Absonderlichkeiten in den bei den Wolgadeutschen üblichen Benennungen und Auffassungen der Krankheiten seien nur einige genannt. Eine ganze Reihe, ja, die Mehrzahl der bei Frauen auftretenden Krankheitserscheinungen wurde unter dem Sammelnamen „die Mutter“ zusammengefaßt. Waren die Bewegungen des Darmes gesteigert, so hieß es: die Mutter ist aufgestiegen oder herabgefallen; bei Kopfweh, Schwindel oder dergl. war „die Mutter in den Kopf gestiegen“. Gähnen und „Aufkoksen“ (Ausstoßen) waren untrügliche Symptome der „Mutter“. Demgemäß waren bei diesem ganzen Heer von Krankheiten die sog. „Muttertropfen“ in ausgedehntem Gebrauch. Als „Hoffmannstropfen“ sind sie auch sonst in entsprechenden Fällen überall gern gebraucht; aus Alkohol und Äther zusammengesetzt, haben sie ja auch eine angenehme anregende, leicht berauschende Wirkung.

Eigenartig sind noch einige andere, bei den Wolgakolonisten übliche Krankheitserscheinungen. So werden die eklamptischen Krämpfe der kleinen Kinder als „der Jammer“ oder auch „die Gichter“ bezeichnet; der Scharlach hieß dort „das rote Zeug“. Die Pocken wurden die „Ohrschlichter“ genannt, was von den örtlichen Sprachkundigen als die „Urschlechten“ gedeutet wird, ein Wort des Schreckens aus der alten Zeit, wo es noch keine Schutzimpfung gab, und die damals so arg verbreitete Krankheit mit ihrem oft tödlichen Verlauf, sowie durch Entstellung und Blendung der Genesenen so furchtbares Unheil anrichtete. Als der „fressende Altvater“ wurde das so grauenhaft einprägsame Krankheitsbild bezeichnet, welches die durch unstillbare Darmkatarrhe zu Skeletten abgemagerten Kleinkinder darboten mit ihrem greisenhaften, hilfeflehenden Gesichtsausdruck. In den Hungerjahren, welche bekanntlich mehrmals serienweise in den Kolonien auftraten, gab es viel Skorbut. Solange der Hunger andauerte, half da natürlich keine Behandlung, nicht einmal das Ausstreichen der erkrankten Mundpartien mit Düngerjauche (!). Sobald es möglich wurde, die Menschen mit ausreichender frischer Nahrung, besonders Gemüse, zu versorgen, war die Krankheit schnell erledigt, und es blieb als trauriges Andenken nur der seiner Zähne beraubte Mund übrig. — Das Wort „Mund“ gibt es übrigens bei den Kolonisten kaum. Beim Menschen heißt es „das Maul“. Trotzdem „ißt“ der Mensch, er „frißt“ nicht, wie ich einmal in vermeintlicher Logik — zum Entsetzen der Leute sagte.

Zu dem, was ich oben an den Vorstellungen der Wolgadeutschen über die Entstehung von Krankheiten sagte, habe ich noch nachzujagen, daß der alte, weitverbreitete Volksaberglaube vom „Behexen durch bösen Blick“ in manchen dortigen Gegenden noch seine besonderen Blüten getrieben hat. Die Fähigkeit des Behexens wurde bestimmten Familien zugeschrieben, als eine Art von familiärer Tradition. Wenn es einem Glied einer solchen Familie gelang, jemand dreimal

hintereinander Fragen zu stellen, auf welche dieser mit „Ja“ antworten mußte, dann hatten diese „bösen Leute“ ihr Opfer völlig in ihrer Gewalt und konnten ihm beliebiges Unheil, auch Krankheiten und sogar den Tod, anhexen.

Als mit der Zeit die ärztliche Versorgung der Bevölkerung in bessere Bahnen geleitet war, sah man nicht mehr soviel entsetzlich vernachlässigte Krankheitsopfer wie früher. Das gilt besonders für das Trachom, das ja bekanntlich im frühen Stadium gut zu heilen ist. Aber auch die Wunden nahmen einen normaleren Heilungsverlauf, als sie nicht mehr ausschließlich mit Spinnewebe, gekautem Brot, Mist und ähnlichem behandelt wurden.

Zum Schluß noch zwei Erlebnisse, die, ohne untereinander zusammenzuhängen, doch als charakteristisch gemeinsam in meiner Erinnerung geblieben sind; sie sind beide während meines einjährigen Aufenthaltes in der großen Kolonie Katharinenstadt — jetzt Marxstadt — passiert, um die Jahrhundertwende etwa.

Ich wurde in ein 15 Kilometer entferntes Dorf zu einem Mann geholt, der an einer Brucheinklemmung erkrankt war. Ich ordnete, da sich die unblutige Einrichtung des Bruches mir als unmöglich erwies, die sofortige Überführung in das Katharinenstädter Landschaftskrankenhaus an. Der Weg war hart gefroren, es rüttelte entsetzlich. Ich eilte voraus, um die nötigen Vorbereitungen für die Operation anzuordnen. Etwa eine halbe Stunde nach mir traf der Wagen mit dem Kranken ein, aber — ich empfing einen zwar recht angegriffenen, aber sonst gesunden Mann. Der Bruch war durch das furchtbare Gerüttel auf dem Marterwege zurückgegangen, und eine sofortige Operation nicht mehr erforderlich. Solche Fälle sind ja schon manchmal vorgekommen, gehören jedoch immerhin zu den Seltenheiten. — Wenn dieses Erlebnis den Zustand der dortigen Wege kennzeichnet, so zeigt das zweite, wie die Verkehrsbedingungen überhaupt von den Naturgewalten abhängig sind.

Auf telegraphischen Anruf machte ich mich zu einem schwer erkrankten Pfarrer auf, der 50 Kilometer entfernt von Katharinenstadt wohnte. Kaum war ich aus dem Bereich des Ortes herausgekommen, da erhob sich ein Schneesturm, der in kurzer Zeit eine Orientierung unmöglich machte, zumal der Winterabend schon ziemlich vorgerückt war. Der Fuhrmann, der den Weg zu den benachbarten Kolonien gut kannte, mußte bald feststellen, daß wir weglos in der verschneiten Steppe umherirrten. Als sich alsbald herausstellte, daß wir im Kreise fahrend in ein Dorf, das wir vor einer Stunde verlassen hatten, wieder zurückgekommen waren, gaben wir nach fünfständiger Irrfahrt die Weiterreise als nutzlos auf und fuhren nach Hause. Dieser Krankenbesuch ist dann auch nicht mehr zustande gekommen. In der nämlichen Gegend war übrigens vor längerer Zeit einmal noch im April der elfjährige Junge einer bekannten Frau ganz nahe beim Dorf in ein Schneetreiben geraten und elend umgekommen. Solche Ereignisse wurden von den Bauern als unvermeidliche Schickungen Gottes mit einem Fatalismus hingenommen, der sehr an die Widerstandslosigkeit der in einst so ferner Nachbarschaft wohnenden Tataren mit ihrem Kismet erinnert.

24 Jahre sind vergangen, seitdem ich der Wolgagegend den Rücken gekehrt habe. Und in diesen Zeitraum fielen viele bittere Leiden, die den dortigen

Volksgenossen auszukosten beschieden waren. Und wie diese Menschen mit ihren wertvollen Eigenschaften uns innerlich nahe gestanden haben, ersehe ich selbst aus dem Gefühle schmerzlichen Miterlebens, mit dem ich ihr Schicksal während des Weltkrieges und nach ihm verfolgte.

Deutsche Post aus dem Osten, Nr. 7 vom Juli 1940, S. 7-10.